

Robert Katzenstein

Die Transformation - ein Problem?

An sich sollte an dieser Stelle das Buch von Michael Heinrich, "Die Wissenschaft vom Wert", rezensiert werden.¹ Ich will mich mit einer Empfehlung begnügen. Sie ist uneingeschränkt. Das Buch erleichtert dem Anfänger wie dem Fortgeschrittenen die Erschließung der Marxschen Werttheorie sicherlich erheblich, ebenso den Widerstreit der ökonomischen Theorien in dieser Frage. Vor allem die präzise Sorgfalt, mit der die ökonomischen Kategorien analysiert und aufgegliedert werden, trägt dazu bei. Sie ist ungewöhnlich und erinnert ein wenig an die methodische Akribie in den Naturwissenschaften. Vergleichbares gibt es im geisteswissenschaftlichen Bereich nur in der Jurisprudenz. Leider, muß man hinzufügen, denn sie verleiht dem Denken jene Präzision, die für die wissenschaftliche Arbeit notwendig ist und die wir, sicherlich dank seiner juristischen Studien, auch bei Marx finden. Das mußte vorausgeschickt - und soll nochmals unterstrichen - werden, weil ich mich weiterhin ausschließlich mit einer Schwäche des Buches beschäftigen will. Das Buch hat einen Bruch.

Heinrich möchte sich gern auf die logische Ableitung der Kategorien und ihrer Bewegung beschränken. Die historisch-logische Methode lehnt er ab (s. S. 144ff., 181). Mir scheint sogar, daß er die Bedeutung dieser Methode für Marx verkennt, denn er bemerkt bei ihm Ambivalenzen, die keine sind. Was er bei Marx als Ambivalenz ansieht (vgl. z.B. S. 164ff., 181, bes. a. 255), ist in Wirklichkeit häufig nur ein Rekurs auf die praktischen Grundlagen seiner logischen Ableitungen und dient dazu, sie bildhaft zu machen oder gar zu verifizieren. Auch das finden wir in der Jurisprudenz. Tatbestände sind zu Normen verdichtete Verallgemeinerungen aus der Praxis des gesellschaftlichen Lebens und wenn der Vergleich der Sachverhalte mit diesen Normen zeigt, daß sie das lebendige Leben nicht mehr richtig erfassen, müssen sie diesem angepaßt werden. Das vermittelt Rückschlüsse auch auf den ökonomischen Bereich. Heinrich unterscheidet in der Warenproduktion nicht zwischen einfacher und kapitalistischer, er lehnt diese Unterscheidung sogar deutlich ab (vgl. S. 203, 249ff). Die rechtliche Fassung der bürgerlichen Gesellschaft, der Code Napoleon, ist aber eben nicht mit dem Übergang zur einfachen, sondern erst mit dem zur kapitalistischen Warenproduktion verbunden, während vorher das feudale Recht ausreichte. Warum? Dafür muß es doch Gründe geben. Wenn man sie finden will, kommt man ohne die Verknüpfung der begrifflich-logischen Zusammenhänge mit ihren historischen Grundlagen nicht aus. In der Öko-

nomie schon gar nicht. Heinrich verkennt das. Das führt dazu, daß er fundamentale Veränderungen in der Praxis und ihre Auswirkungen selbst dann übersieht wenn sie neue Rahmenbedingungen auch für die Bewegung der logischen Kategorien setzen.

Besonders deutlich wird das an der Identifizierung von Werttheorie und Kapitaltheorie (S. 202ff.). Dabei übersieht er völlig die Zäsur, die der Übergang von Produktivkräften individuellen zu solchen gesellschaftlichen Charakters, auf die Marx und explizit auch Engels hinweisen, in diesem Zusammenhang darstellt. Heinrich kommt mehrmals auf diese Hinweise zu sprechen, aber er nimmt sie nicht ernst. Heinrich begreift zwar die Lohnabhängigkeit als Voraussetzung des Kapitalverhältnisses (S. 212ff.), aber er übersieht, daß erst diese Veränderung im Charakter der Produktivkräfte die unmittelbaren Produzenten von ihren Produktionsmitteln scheidet und sie dauerhaft vom Lohn abhängig werden läßt. Auf diesen Zusammenhang zwischen den Veränderung im Charakter der Produktivkräfte und der Bewegung der logischen Kategorien, der Veränderung ihres Inhalts, kommt er nicht. Dabei liegt er auf der Hand. Erst die Maschinerie, namentlich als Maschinensystem, konkurriert das Handwerk nieder, verdrängt den einfachen Warenproduzenten aus seiner Selbständigkeit und macht ihn für seinen Lebensunterhalt vom Verkauf seiner Arbeitskraft, d.h. vom Lohn, abhängig. Solange die Produktivkräfte individuellen Charakter haben, kann der unmittelbare Produzent diesem Schicksal entgehen. Erst die Produktivkräfte gesellschaftlichen Charakters machen die handwerkliche Produktion dauerhaft unmöglich und versperren ihm diesen Ausweg. Solange die Produktivkräfte ihren individuellen Charakter behalten, kann man sich also auch logisch eine lange Periode einfacher Warenproduktion vorstellen, die sich immer weiter verbreitet ohne in die kapitalistische Form überzugehen. Ganz im Gegensatz zu der Auffassung Heinrichs. Dabei hat sich die Warenproduktion ja auch in der Praxis jahrhundertlang in ihrer einfachen Form entwickelt und erweitert. Selbst das ambivalente Verhalten des Städtebürgertums gegenüber dem Feudaladel, seinem Hauptgegner, mit dem es immer wieder Bündnisse einging, wenn dessen Herrschaft bedroht war, wie im Bauernkrieg, und die Tatsache, daß es sich erst ernsthaft gegen ihn wandte als sich die Produktivkräfte gesellschaftlichen Charakters entwickelt hatten, läßt sich nicht nur durch den Druck der Massenproduktion erklären, sondern auch dadurch, daß es vorher der feudalen Zustände (z.B. der Zunftgesetze) und des feudalen Bestandes bedurfte um die bürgerlichen Herrschaftsverhältnisse selbst aufrechterhalten zu können. Anders konnten die Lohnarbeiter jener Zeit nicht im Kapitalverhältnis festgehalten werden. Die ursprüngliche Akkumulation, auf die sich Heinrich im Hinblick auf die Entstehung des Kapitalverhältnisses beruft, betrifft dagegen nur die Akkumulation des nötigen Geldkapitals. Mit Geld allein hätte sich aber keine dauerhafte Lohnabhängigkeit begründen lassen.

¹ VSA-Verlag, Hamburg 1991, 271 Seiten.

Ein zweiter Punkt, an dem Heinrich für meine Begriffe auf den Zusammenhang zur Bewegung des konkreten Kapitals hätte zurückgreifen müssen, ergibt sich beim Transformationsproblem (S. 214ff.). Heinrich stellt hier die gängige Argumentation dar und übernimmt ihr Resultat, daß die Marxsche Lösung des Transformationsproblems falsch sei. Freilich geht er auch hier einen ganzen Schritt über die gängigen Transformationsproblemaussagen hinaus und macht deutlich, daß von einem vor dem Austausch fixierten quantitativen Wertsystem nicht die Rede sein kann, wenn man von der Marxschen Werttheorie ausgeht. Es verwundert ein wenig, daß ausgerechnet er, der zuvor in so glänzender Weise mit dem Warenfetischismus aufräumt und den Wert als gesellschaftliches Verhältnis zwischen den Produzenten darstellt, an dieser Stelle wieder dem Warenfetischismus aufliegt. In der Tat ist das Problem, um das sich die gelehrte Welt seit über achtzig Jahren streitet, für meine Begriffe nur aus der Vorstellung vom Wert als dinglicher Eigenschaft der Waren entsprungen.

Ich will hier nicht im einzelnen wiederholen, worum es bei diesem Problem geht. Heinrich selbst hat das in der vorigen Nummer von Z bereits ausführlich gemacht.² Die Existenz einer allgemeinen Profitrate ist nicht strittig, ebensowenig, daß sie sich über die Kapitalwanderung herstellt. Kapitale streben immer in Branchen, in denen die Profitraten besonders günstig sind, steigern dort das Warenangebot und drücken so deren Preise. In dem Moment, in dem die Profite so auf ein allgemeines Durchschnittsniveau herabgedrückt worden sind, entfällt auch die Motivation für neue Kapitalanlagen in diesen Bereichen, die Kapitalwanderung hört auf. In Bereichen mit unterdurchschnittlichen Profitraten vollzieht sich dieser Prozeß in umgekehrter Richtung, das Kapital wandert aus. Das Ergebnis des kapitalistischen Strebens nach den besten Gewinnmöglichkeiten führt also immer zu einer Nivellierung der Profitrate auf ein allgemeines Durchschnittsniveau. Das alles ist nicht strittig.

Die einzelne Branche betrachtet, erhält das Kapital also nicht mehr den dort tatsächlich produzierten Mehrwert, sondern nur den seiner Größe am Gesamtkapital entsprechenden Anteil daran. Folglich stimmen, die einzelne Branche betrachtet, die Wert- und Preissummen der dort produzierten Waren nicht mehr überein, und ebensowenig die Summe des dort produzierten Mehrwerts mit der des dort realisierten Profits. Nach Marx geht es bei diesem Prozeß nur um eine Umverteilung des Mehrwerts zwischen den einzelnen Branchen. Die Summe der Werte und Preise aller von der Gesellschaft produzierten Waren insgesamt muß dagegen nach wie vor ebenso übereinstimmen, wie die Summe des insgesamt produzierten Mehrwerts und des realisierten Profits.

² Vgl. dazu auch Heinrich, Die Marxsche Werttheorie - mit dem Transformationsproblem erledigt?, Z 8/91, S. 198ff.

Marx hat diese Umverteilung des Mehrwerts an einem Schema bildhaft gemacht. Von Bortkiewicz hat dieses Schema formalisiert, dabei auch gleich die Veränderungen in der organischen Zusammensetzung des Kapitals mit eingearbeitet - was Marx versäumt hatte -, die sich aus der Kapitalwanderung ergibt und festgestellt daß auf gesamtgesellschaftlicher Ebene nicht mit Wertgrößen gerechnet werden kann. Von den beiden Bedingungen für die Gültigkeit der Marxschen Werttheorie konnte immer nur eine erfüllt werden. Entweder stimmten die Wert- und Preissummen der Waren überein und die Mehrwert- und Profitsumme nicht, oder umgekehrt.

Hält man sich nun an die Marxsche Methode und stellt den Prozeß schematisch dar, anhand der Marxschen, freilich auf zwei Branchen reduzierten Schemata, so kommt man jedoch zu einem anderen Ergebnis als v. Bortkiewicz. Das Marxsche Schema sieht dann so aus; Mehrwerttrate = 100 Prozent und keine Berücksichtigung des fixen Kapitals:

a) Vor der Ausbildung der Durchschnittsprofitrate

	Kapitale	Mehrwert	Profitrate	Warenwert	
I.	80c+20v	20	20 %	120	
II.	60c+40v	40	40 %	140	
	140c+60v	60		260	Summe
	70c+30v	30	30 %	Durchschnitt	

b) Nach der Ausbildung der Durchschnittsprofitrate

	Kapitale	Mehrwert	Profitrate	Warenwert	Warenpreis
I.	80c + 20v	20	30 %	120	130
II.	60c + 40v	40	30 %	140	130
	140c + 60v	60	30 %	260	260

Marx stellt also nur die Umverteilung des Mehrwerts bildhaft dar. Berücksichtigt man die Kapitalwanderung und die Veränderungen in der organischen Zusammensetzung des gesellschaftlichen Gesamtkapitals, die sie hervorruft, so ergibt sich, alles andere gleichgeblieben, folgendes Schema:

	Kapitale	Warenwert	Proftrate	Profit	Warenpreis
I.	40c+10v	60	35 %	17,5	67,5
II.	90c+60v	210	35 %	52,5	202,5
	130c+70v	270	35 %	70	270

Bringt man die Kapitale wieder auf gleiche Größen, d.h. auf jeweils 100 c+v, und überträgt die neuen Bedingungen der Wert- und Mehrwertproduktion auf das Schema - die Mehrwertrate ist nunmehr = 116,66 % -, dann stellt sich die Sache folgendermassen dar:

	Kapitale	Mehrwert	Warenwert	Profit	Warenpreis
I.	80c+20v	23,34	123,34	35	135
II.	60c+40v	46,66	146,66	35	135
	140c+60v	70	270	70	270

Durch die Kapitalwanderung haben sich also die relativen Größen der Wert- und der Mehrwertproduktion geändert; durch die Veränderung der durchschnittlichen organischen Zusammensetzung des Kapitals und das relative Wachstum seines variablen Teiles. Die Masse des produzierten Mehrwerts und damit auch die Summe der Warenwerte, die Summe der Warenpreise und ebenso die Durchschnittsproftrate haben sich erhöht. Hätte sich die Kapitalwanderung in der entgegengesetzten Richtung vollzogen, in den Zweig mit höherer organischer Zusammensetzung des Kapitals, also mit der geringeren Zahl von Arbeitskräften und folglich geringerer Mehrwertproduktion, so wären die Masse des produzierten Mehrwerts, die Summen der Warenwerte und -preise sowie die Durchschnittsproftrate kleiner geworden. In dem einen wie dem anderen Falle unterscheiden sich diese Summen - notwendigerweise - von den entsprechenden Summen vor der Wanderungsbewegung. Aber auch in der neuen Zusammensetzung stimmen die Summen der Warenwerte und der Warenpreise ebenso überein wie die Summe des Mehrwerts und des Profits! Wo liegt also das Problem?

Natürlich müßte man das alles noch an komplizierteren schematischen Darstellungen überprüfen. Nur, wenn man die wirklichen Verhältnisse des Kapitalwanderungsprozesses schematisch festhält und dabei berücksichtigt, daß das Kapital in der Regel als Geldkapital und nicht als Sachkapital wandert, sich also in diesem Prozeß nur Wertform- aber keine Wertgrößenveränderungen ergeben können, jedenfalls nicht, was das wandernde

Kapital sondern allenfalls was die Größe des von ihm produzierten Werts und Mehrwerts betrifft, so kann man sich hier eigentlich auch kein anderes Ergebnis denken. Hier werden eben nicht in Produktionspreise transformierte fixe Werte verglichen, sondern zwei durch die Kapitalwanderung veränderte und deshalb unterschiedliche Gleichgewichtszustände eines gesellschaftlichen Produktionsorganismus. Die Marxsche Lösung des Transformationsproblems ist durchaus schlüssig. Das Problem liegt im theoretischen Ausgangspunkt.

Erstaunlicher Weise ist da auch Heinrich unsicher. Er flüchtet sich ins Geld, d.h. in die allgemeine Äquivalentform. Das ist ein richtiger Schritt, weil die Transformation ohne Geld nicht denkbar ist. Hier rächt es sich, daß er die theoretisch-historische Betrachtungsweise ablehnt. Eine Wirtschaft ist doch ein lebendiger Organismus und kein synthetisches Produkt. Es geht bei der Transformation eben nicht um eine ständige Verschiebung produzierter Werte: Heinrich bemerkt durchaus den Fehler der Transformationsproblematiker, die von der falschen Vorstellung ausgehen, sie müßten ein vor dem Austausch fixiertes Wertesystem arithmetisch in ein Produktionspreissystem transformieren.³ Er sieht aber nicht, daß die Transformation bei dem Übergang von der einfachen zur kapitalistischen Marktwirtschaft vor sich geht, eine Transformation zu einem neuen Gleichgewichtszustand, die sich notwendig aus der Bewegung des Kapitals ergibt. Das Produktionspreissystem *ist* die Erscheinungsform des Wertesystems im Kapitalismus. Die Transformation findet gegenüber dem Wertesystem statt, wie es sich in der einfachen Marktwirtschaft darstellt. Der Produktionspreis ist der dem Kapitalismus adäquate Gleichgewichtszustand zwischen Angebot und Nachfrage, bei freier Konkurrenz. Sinkt der Warenpreis unter den Produktionspreis (Kostpreis plus Durchschnittsprofit), so fließt Kapital aus diesem Bereich ab, weil sich woanders mehr verdienen läßt, das Warenangebot sinkt und der Preis steigt wieder. Steigt der Preis über den Produktionspreis, so fließt diesem Bereich neues Kapital zu, weil sich dort mehr verdienen läßt als anderswo, das Angebot steigt wieder und der Preis sinkt. Im Kapitalismus der freien Konkurrenz ist der Produktionspreis der neutrale Punkt, an dem sich Angebot und Nachfrage ausgleichen. Der marktwirtschaftliche Preismechanismus formt also für das jeweilige Kapital Warenpreise aus, über die ihm ein seinem relativen Anteil am Gesamtkapital entsprechender Anteil am produzierten Gesamtmehrwert zufließt: wobei dieser Anteil sich ändern kann, wenn sich die Bedingungen der Konkurrenz ändern. Mit dem Aufkommen der Produktivkräfte gesellschaftlichen Charakters haben sich eben auch die Gleichgewichtsbedingungen auf dem Markt geändert.

In ähnlicher Weise sind auch die gebrauchswertmäßigen Austauschproportionen zwischen den Zweigen der gesellschaftlichen Produktion zu be-

³ Ebd., S. 202

trachten, die nach der arithmetischen Transformation der Werte in Produktionspreise nicht mehr zusammenpassen. Es versteht sich doch von selbst, daß Verschiebungen in den Größenordnungen der Produktionsphären auch das alte Marktgleichgewicht zwischen den Abteilungen zerreißt. Sofern man überhaupt davon ausgehen könnte, daß ein solches Gleichgewicht bestanden hat, denn unterschiedliche Profitraten signalisieren ja gerade, daß zwischen Angebot und Nachfrage Ungleichgewichte bestehen, die durch die Kapitalwanderung erst ausgeglichen werden müssen. Davon abgesehen aber sind die beiden Gleichgewichtszustände gar nicht unmittelbar vergleichbar. Mit der Veränderung der organischen Zusammensetzung des gesellschaftlichen Gesamtkapitals verändert sich auch der Umfang der zur Produktion der Waren durchschnittlich notwendigen gesellschaftlichen Arbeit, also gewissermaßen das relative Gewicht der Warenwerte. Wie hoch der durchschnittlich gesellschaftlich notwendige Arbeitsaufwand zur Produktion einer Ware tatsächlich ist, richtet sich beispielsweise u.a. auch nach den Absatzmöglichkeiten für diese Waren in einem gegebenen Wirtschaftsorganismus. Diese Absatzmöglichkeiten unterscheiden sich wiederum je nach dem Entwicklungsstand eines Landes und begrenzen ihrerseits den technischen Stand der Produktionsanlagen, die in diesem Land zur Produktion der jeweiligen Ware noch rentabel eingesetzt werden können. Gerade heutzutage, da sich die Arbeitsproduktivität unter Umständen sprunghaft erhöht, erleben wir es in der Praxis, daß die Kapazitäten, bei der Neuanlage von Kapital, häufig recht erheblich über die gegebenen Absatzmöglichkeiten hinaus ausgedehnt werden. Man spricht dann davon, daß der Markt noch in die Kapazitäten hineinwachsen müsse. In solchen Fällen kann die gesellschaftlich durchschnittliche Kapazitätsauslastung, die die zur Produktion der betreffenden Ware gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit mitbestimmt, geringer sein als in dem vorherigen Gleichgewichtszustand, obwohl die Zahl der produzierten Waren gestiegen, die einzelne Ware also billiger ist als zuvor. Mehr noch, der Warenwert und sein stofflicher Inhalt und damit auch die Austauschproportionen verschieben sich noch laufend in dem Maße, in dem der "Markt in die Kapazitäten hineinwächst" und die Konkurrenz die höhere Auslastung allgemein als Maßstab des gesellschaftlichen Arbeitsaufwandes durchsetzt. Es sind also sehr unterschiedliche Gleichgewichtszustände miteinander zu vergleichen, Zustände, die sich gewissermaßen in unterschiedlichen Aggregatzuständen befinden. Die stofflichen und wertmäßigen Austauschverhältnisse sind größenordnungsmäßig jeweils unterschiedlich. In der Praxis ist das ein einfacher, leicht überschaubarer Prozeß. Die wandernden Kapitale passen sich, gesteuert vom Profit, hinsichtlich ihrer organischen Zusammensetzung etc. automatisch den Bedingungen in dem neuen Zweig an, in den sie einwandern. Beim schematischen Vergleich bereitet das Problem keine Schwierigkeiten. Bei der Formalisierung wurde aber an beide Aggregatzustände der gleiche Maßstab angelegt. Das konnte nicht funktionieren.

Diese wert- und preistheoretischen Zusammenhänge spielen in der Praxis durchaus auch eine gewichtige Rolle. Beispielsweise ist die tiefe Krise, in die die DDR im Zuge der Wiedervereinigung Deutschlands gestürzt worden ist, wesentlich darauf zurückzuführen, daß hier ein Elefant die formalen Schranken zwischen zwei getrennten und an jeweils anderen Gleichgewichtsbedingungen gewachsenen Wirtschaftsorganismen abrupt niedergedrückt hat. Natürlich waren in der DDR erhebliche Strukturveränderungen nötig. Aber die tiefe Krise, der sogar relativ produktive, moderne Unternehmen zum Opfer fielen, ist nur dadurch zu erklären, daß die DDR-Unternehmen plötzlich aus den Wirtschaftszusammenhängen herausgerissen wurden, die vorher den zur Produktion ihrer Waren gesellschaftlich durchschnittlich notwendigen Arbeitsaufwand bestimmten. Solche Prozesse müssen längerfristig und gezielt angegangen werden; auch die Kapitalwanderung ist ein längerfristiger Prozeß, bei dem zudem, wenn man einmal vom Krisenzyklus absieht, die eventuelle Kapitalvernichtung noch durch Kapitalzuwanderung ausgeglichen wird.

Wie schon gesagt, diese Kritik richtet sich in erster Linie an die Transformationsproblematiker, weniger an Heinrich. Heinrich kommt übrigens in seinem Artikel auch schon dicht an die Einschätzung des Transformationsproblems als Rückfall in den Warenfetischismus heran, wenn er darauf hinweist, daß man von einem schon vor dem Austausch fixierten Wertsystem nicht sprechen kann.⁴